

# Die Schweiz muss aufhören, Velo-Wüste zu sein

Bern und Zürich wollen Velo-Offensiven starten. Für **Domink Balmer** ist das vor allem Wunschdenken, eigentlich ist ein Totalumbau der städtischen Infrastruktur nötig

Auf dem Papier sehen die Konzepte toll aus: Bern will nichts weniger als die Velohauptstadt der Schweiz werden. Mit der «Velo-Offensive», wie es in schönstem PR-Deutsch heisst, soll der «Anteil Veloverkehr am Stadtverkehr von 11 auf 20 Prozent erhöht werden».

Nicht minder hochtrabende Pläne verfolgt Zürich. In der Limmatstadt soll die «Velo-Offensive» mit einem «Masterplan» umgesetzt werden: Ziel sind auch hier mehr Velofahrer, mehr Sicherheit und mehr «Velokomfortrouuten».

So verheissungsvoll die Ankündigungen aus Bern und Zürich klingen mögen: Dahinter steckt vor allem viel Wunschdenken. Es handelt sich um Leerformeln, die erst noch konkret umgesetzt werden müssen.

Denn in Tat und Wahrheit fristet das Velo in der Schweiz ein Nischendasein – trotz aller Velo-Offensiven. So besitzen gemäss dem Mikrozensus Mobilität und Verkehr zwar 78 Prozent aller Haushalte mindestens eines oder mehrere Autos, aber nur gerade 65 Prozent aller Haushalte haben eines oder mehrere Velos.

Auch im europaweiten Vergleich steht die Schweiz schlecht da. Nur rund 7 Prozent der Bevölkerung fahren regelmässig Velo. Das ist weniger als der Durchschnitt in der EU. Das zeigt ein Vergleich von EU-Zahlen mit denjenigen des Bundesamts für Strassen.

Kein Wunder, ist die Schweiz eine Velo-Wüste. Velofahren in einer Stadt ist ein Überlebenskampf. Autos überholen knapp, schneiden den Weg ab. Kommt hinzu, dass kaum ein Autofahrer weiss, wie er korrekt einparken muss. Rempelen und Gehässigkeiten sind an der Tagesordnung. Mit Billigst-Lösungen wollen sich die Städte aus der Affäre ziehen: In Zürich gibt es gelbe 50-Zentimeter-Schmalspur-Streifen für Velos. Beliebte ist auch der Kniff, die Velos mangels Platz flugs über das Trottoir zu führen. Das schürt bloss neue Konflikte unter den schwächsten Verkehrsteilnehmern.

So kann es nicht weitergehen – Schweizer Städte brauchen eine



Illustration: Kornel Stadler

Veloförderung, die diesen Namen verdient. Und diese gibt es nur radikal: weniger Platz für Autos und Motorräder. Wer durchgehende und sichere Velowege und Trottoirs will, muss Parkplätze eliminieren und Autospuren aufheben. Nur so können die Städte ihre vollmundigen Velo-Versprechen auch einlösen.

## So kann es nicht weitergehen – die Städte brauchen eine Veloförderung, die diesen Namen verdient

Es braucht Mut, den Totalumbau der städtischen Infrastrukturen zu propagieren. Doch längerfristig wird die Schweiz erkennen müssen, dass mehr Velofahrer und Fussgänger zu einer besseren Gesellschaft führen. Die Faktenlage könnte klarer nicht sein.

So sind die positiven Effekte auf die Gesundheit mittlerweile hinlänglich belegt. Gemäss einem Bericht des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums vermindert regelmässiges Zufussgehen oder Velofahren das Risiko für Herz-Kreislauf-Krankheiten um bis zu 20 Prozent. Und Schätzungen zufolge können dank dem Velo und dem Zufussgehen in der Schweiz jedes Jahr 5000 vorzeitige Todesfälle verhindert werden.

Wie wichtig eine gute Infrastruktur für Velo- und Fussgänger ist, zeigen Beispiele aus anderen Städten: Gibt es bessere Wege, sind darauf auch mehr Menschen zu Fuss oder mit dem Velo unterwegs. Dadurch wechseln auch Autofahrer vermehrt auf das Zweirad oder gehen zu Fuss – so erhöht sich ihr Sensorium für den Langsamverkehr. Achtung, Respekt und Toleranz nehmen zu – und in der Folge sinkt das Unfallrisiko.

Eine klassische Win-win-Situation. **Schweiz — 7**



**Domink Balmer,**  
Nachrichtenredaktor

## Medienmacher

### Bieridee bleibt Bieridee

**Ich hatte auch schon Bierideen. Darunter einige richtig gute.** Zumindest glaubte ich das, bis ich am nächsten Tag mit Kopfschmerzen aufwachte und feststellte, dass ich entscheidende Details ausser Acht gelassen hatte.

**Die No-Billag-Initiative war auch eine Bieridee. Sie entstand vor fünf Jahren** vor dem Restaurant Outback beim Bahnhof Stadelhofen in Zürich. Am Tisch sasssen drei Studenten: Yves Collet, Florian Maier und Christian Zulliger. Doch als die drei Jungfreisinnigen am nächsten Tag aufwachten, fanden sie ihre Idee noch immer bestechend. Sie ging so: Schaffen wir die Billag-Gebühr per Volksinitiative ab! Heute stimmt die Schweiz darüber ab.

**Dass die drei Herren so hartnäckig drangeblieben sind,** ändert allerdings nichts daran,

dass die No-Billag-Initiative eine Bieridee bleibt – mit allen erwartbaren Schwächen. Die Rollen waren von Anfang an klar verteilt: rechte SRG-Hasser gegen linke SRG-Erlegene. Für eine Position dazwischen hatte es kaum Platz. Der Bundesrat geriet in Panik und senkte die Gebühren um 100 Franken. Und die Initianten merkten im Abstimmungskampf, dass sie selbst einen Plan B für die SRG haben sollten. Sie entwickelten weitere Ideen, wohl nochmals beim Bier: TV-Programme könnten Swisscom, UPC oder Sunrise angehängt, Radioprogramme mit Werbung versehen und die «Tagesschau» auf Netflix platziert werden.

**«Die Initianten haben zu spät gemerkt, dass sie einen Plan B brauchen»**

**Eine ernsthafte Debatte darüber, wie der mediale Service public künftig aussehen sollte?** Fehlanzeige. Dabei müssten wir doch zuerst wissen, was Service public im 21. Jahr-

hundert bedeutet, bevor wir entscheiden, ob wir uns einen solchen Dienst leisten wollen oder nicht. Muss die SRG im Internet präsent sein? Sollte sie werbefinanziert sein? Welche Inhalte braucht es im digitalen Zeitalter überhaupt noch? Sollte die Nachrichtenagentur SDA mit Geldern der öffentlichen Hand finanziert werden? Das sind die relevanten Fragen.

**Die No-Billag-Initiative stellt Stimmbürgerinnen und Stimmbürger vor eine unmögliche Entscheidung.** Es ist ungefähr so, als müssten wir ein Team zusammenstellen, bevor wir wissen, in welcher Sportart es sich messen soll: Fussball, Eishockey oder Volleyball. Bei einem Bier hört sich das ganz lustig an. Nüchtern betrachtet, war die Idee schlicht Schwachsinn.

**Barnaby Skinner,**  
Leiter Datenjournalismus

medienmacher@sonntagszeitung.ch

## Hochuli

### Zoff beim Sonntagsmorge



**Manchen Herren der Schöpfung wünsche ich heute weder Frau noch Tochter** in der guten Stube. Es könnte ungemütlich werden. «Papi, was hast du am Mittwoch in Bern oben gesagt?» – «Philomena, du weisst, dass es Papi nervt, wenn du in Bern oben sagst», mischt sich die Mutter ein. – «Also, was hast du im Bundeshaus gesagt, Papi?» – «Was meinst du?», fragt dieser, in der Sonntagszeitung blätternd. «Du hast doch gesagt, jede Firma könne Ende des Jahres unterschreiben, dass sie die Lohngleichheit einhalte...» – «Bitte, Philomena, lass Papi jetzt sein Ei essen, kalt schmeckt es nicht.» – «Ich wollte ja nur fragen, ob ich in Zukunft meine Schulabsenzen auch per Selbstdeklaration eingeben könnte», insistiert die Tochter.

**Entnervt klopft der Vater aufs Ei** und schaut genauso in die Runde: «Müssen wir diese Diskussion beim Sonntagsmorge führen?» – «Sonst sehe ich dich ja nicht, Papi. In der Schule haben wir diese Woche über die Lohngleichheit diskutiert und du doch auch im Bundeshaus.» – «Aber Lohngleichheit hat nichts mit deinen Absenzen zu tun!» – «Das nicht, aber Selbstdeklaration ist Selbstdeklaration. Warum haben bisher nur so wenig Unternehmen freiwillig nachgewiesen, dass bei ihnen Lohngleichheit besteht?» – «Wie soll ich das wissen?» – «Du bist doch ständig mit diesen Leuten zusammen!» – «Philomena! Jetzt ist genug. Papi ist müde von der Woche im Bundeshaus.» – «Mami, warum hilfst du ständig ihm?» Die Augen der Tochter füllen sich mit Tränen, und sie schreit: «Grossmuetli ist fürs Frauenstimmrecht auf die Strasse gegangen, was machst du?» – «Papi und ich haben dafür gesorgt, dass du alles hast, um zufrieden sein zu können!» – «Und du, Mami, bist du zufrieden mit deinem Leben?» Schluchzend steht Philomena auf. Laut knallt die Tür hinter ihr.

**«So, jetzt trinken wir in Ruhe unseren Kaffee»,** sagt der Vater versteckt hinter der Zeitung und seufzt erleichtert. Wars dieser Seufzer oder das Zeitungspapier zwischen ihrem Mann und ihr? Die Mutter steht auf, haut auf den Tisch und sagt: «Jetzt ist genug! Kaffee trinken und Bundesrat werden kannst du alleine!» Zum zweiten Mal fällt die Tür laut ins Schloss.

**Kurze Zeit später schwirrt von Freundinnen-Chat** zu Freundinnen-Chat die Frage: «Was macht ihr nächsten Donnerstag am Tag der Frau?» Immer mehr Frauen verabreden sich zu einem «spontanen» Treffen vor dem Bundeshaus. Die Mutter klopft an Philomenas Zimmertür, öffnet sie einen Spalt breit und sagt: «Nächsten Donnerstag hast du eine selbst deklarierte Absenz. Wir gehen Papi und andere Männer besuchen. In Bern oben!»

**Susanne Hochuli,**  
ehemalige Regierungsrätin der Grünen im Kanton Aargau